

Zeitschrift: Schweizer Hotel-Revue = Revue suisse des hotels
Herausgeber: Schweizer Hotelier-Verein
Band: 6 (1897)
Heft: 26

Titelseiten

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Erscheint
SamstagsParaissant
le Samedi

Abonnement:

Für die Schweiz:
12 Monate Fr. 5.—
6 Monate „ 3.—
3 Monate „ 2.—Für das Ausland:
12 Monate Fr. 7.50
6 Monate „ 4.50
3 Monate „ 3.—Vereinmitglieder
erhalten das Blatt
gratis.

Inserate:

20 Cts. per 1 spalt-
ige Petitzeile od.
deren Raum. Bei
Wiederholungen
entsprechend
Rabatt.Vereinmitglieder
bezahlen
die Hälfte.

Abonnements:

Pour la Suisse:
12 mois Fr. 5.—
6 mois „ 3.—
3 mois „ 2.—Pour l'Étranger:
12 mois Fr. 7.50
6 mois „ 4.50
3 mois „ 3.—Les Sociétaires
reçoivent l'organe
gratuitement.

Annonces:

20 Cts. pour la
petite ligne ou son
espace.
Rabais en cas de
répétition de
la même annonce.Les Sociétaires
payent
moitié prix.Organ und Eigentum des
Schweizer Hotelier-Vereins6. Jahrgang | 6^{me} AnnéeOrgane et Propriété de la
Société Suisse des Hôteliars

Redaktion und Expedition: Sternengasse No. 21, Basel. * TÉLÉPHONE 2406. * Rédaction et Administration: Rue des Etoiles No 21, Bâle.

Avis an die Mitglieder.

Im Laufe der nächsten Woche werden wir die Mandate für die Nachnahmen der Jahresbeiträge pro 1896/97 der Post übergeben und bitten wir um gefl. Honorierung derselben.

Ouchy-Lausanne, 25. Juni 1897.

Schweizer Hotelier-Verein

Der Kassier:

John Müller.

Avis aux Sociétaires.

Dans le courant de la semaine prochaine nous encaisserons par mandat de poste les cotisations pour l'année 1896/97 en vous priant de bien vouloir les acquitter aussi promptement que possible.

Ouchy-Lausanne, 25 Juin 1897.

Société suisse des Hôteliars

Le caissier:

John Müller.

Das Gasthof- u. Wirtshauswesen der Schweiz in älterer Zeit.*)

(Fortsetzung.)

Weniger plastisch, aber weit instruktiver ist das Bild, das uns ein weitgereister Franzose von dem Gasthofwesen der Schweiz entwirft. Der Franzose Michael von Montaigne, der mit einer Reisegesellschaft von 170 Personen im Jahre 1580 durch die Schweiz und Deutschland nach Italien reiste, schreibt:

„Als ich in Basel ankam, liess die Republik mich und Hr. d'Estissac durch einen ihrer Offizianten bewillkommen. Er brachte Wein, und hielt, da wir am Tische sassen, eine lange Rede, die ich in Gegenwart vieler Deutscher und Franzosen, mit entblößtem Haupte, gleichfalls weitläufig beantwortete. Der Wirt war beiderseitiger Dolmetscher. Der Wein war sehr gut. Die Häuser in Basel sind mit Gallerien versehen und mit Glasfenstern, die auf die Strasse und in den Hof gehen. Die Häuser sind reich an schöner Eisenarbeit. In der Ziegelerarbeit haben es die Schweizer ungemein weit gebracht; die Dächer und Fussböden ihrer Zimmer sind mit Ziegeln bedeckt. Ihre Zimmer sind mit allerlei irdenen Gefässen ausgeziert. Auch in der Zimmerarbeit haben sie sehr geschickte Leute. Die Fichten sind das gewöhnliche Holz, was man hier verbaut. Die Gefässe, die sie verfertigen, sind grösstenteils lackirt und gemalt, und überhaupt sehr künstlich ausgearbeitet. In ihren Zimmern, ich meine ihre Esssäle, ist Pracht und Geschmack bewundernswert. In einem jeden dieser sehr wohl ausgestatteten Säle sind fünf bis sechs mit Bänken besetzte Tische, an welchen sich die Gäste herum setzen. Das kleinste Haus hat drei bis vier solche wohl eingerichtete Esssäle. Sie haben durchgehends vortreffliche Fenster, obwohl es das Ansehen hat, dass sie mehr für das Mittagbrot, als ihre Wohnung sorgen, denn ihre Schlafkammern sind sehr armselig beschaffen. Vier Betten stehen hintereinander in einer Kammer. Bettgardinen haben sie nicht. Kammer sind bei ihnen nicht Mode; heizen sie ein, so heizen

sie viele Zimmer mit einem Male. An die Wärme ihrer Stuben gewöhnt man sich gar bald. Ein wenig Rauch, den ihre Öfen verbreiten, und einige anfänglich riechende Ausdünstungen derselben ausgenommen, ist die Wärme ziemlich gleich und erträglich. Während wir Franzosen, führt Montaigne fort, uns warm anziehen, wenn wir in unsere Wohnstuben gehen, und unsere wohl erwärmten und mit Pelz gefütterten Schlafrocke umhängen, spazieren die Schweizer im blossen Wams, mit entblößtem Haupt in ihren Zimmern herum, ziehen sich aber warm an, wenn sie an die Luft gehen. Auf ihrem Herde findet man wenig Feuer, daher sie es auch nicht gern sehen, wenn die Gäste in ihre Küchen gehen.

Ihre Fremden bedienen sie schlecht. Ihre Betten sind so sonderlich reizend eben nicht. Betttücher und Kopfkissenüberzüge sind, wenn nicht unbekannt, doch selten in diesem Lande. Man thut Jemanden schon eine grosse Ehre an, wenn man einem Fremden ein weisses Leintuch und ein Kissen ohne Ueberzug gibt. Ein schmutziges Federbett vertritt die Stelle einer Matratze. Gegen Wind und Wetter haben sie keine Verteidigung, als das Fenster. Sie lassen ihr Fenster Tag und Nacht, sogar in ihrer Schlafkammer, offen.

Ihre Bedienten essen mit ihnen an einem Tisch oder an einem benachbarten. Einer ist zu ihrem Dienste genug. Dieser füllt ihnen ihren Becher oder silbernen Pokal, und setzt ihn gerade vor seine Stelle hin. Wenn der Becher leer ist, so füllt er ihn wieder aus einem grossen Becken. Jeder Gast erhält eine kleine, eigens zusammengelegte Serviette. Ein jeder Schweizer hat sein Messer bei sich, womit er alles anfasst, ohne mit den Händen in die Schüssel zu greifen.

Ihre Gerichte tragen sie auf ein Mal auf und bedienen sich dazu eines gewissen Gerüstes, auf dem sie eines auf das andere setzen. Ihre Tafen sind sehr gross und viereckig, so dass es schwer hält, die Schüsseln in die Mitte hinzusetzen. Der Bediente nimmt sodann diese Schüssel auf einmal ab und trägt zwei andere auf. Diese Veränderung wird oft sechs bis siebenmal vorgenommen. Denn man frisst nicht eher bei der neuen Schüssel an, bis die vorige heraus ist, dann geht es auf das Obst los. Ein Jeder wirft sodann, einer nach dem andern, seine Assiette in einen dazu auf den Tisch gesetzten geflochtenen Korb, sobald wie man mit dem Fleischessen fertig geworden. Und hierin beobachten sie genau die Rangordnung. Wenn der Bediente damit fort ist, so bringt er zwei Schüsseln verschiedener Früchte, die durcheinander vermischt sind, auf den Tisch, die sie zum Braten essen, so wie wir Salat oder gebackenes Obst.

Unter andern haben sie für die Krebse eine besondere Vorliebe; sie haben selbst eigene Präsentirteller für Krebse. Von Waschen halten sie nicht viel. Sie gehen, wie bei uns die Mönche, an eine Giesskanne, die in einer Ecke steht und bespritzen sich ein wenig mit Wasser.

Die meisten Leute haben nur hölzerne Teller, Töpfe, die aber so rein und blank, wie nur immer möglich, aussehen. Einige haben auch, ausser dem hölzernen Geräte, etwas Zinn, das sie aber bei ihren Gastmahlen erst auf die Letzte herabholen, etwa, wenn man die Früchte zu essen anfängt, oder wenn sie kein hölzernes Geräte mehr haben. Es ist aber nicht die Aemut, die sie zum Gebrauch der hölzernen Gerätschaften gebracht hat, sondern bloss Gewohnheit. Denn unter diesen hölzernen Dingen setzen sie vortreffliche silberne Becher mit auf, und dazu noch in einer grossen Menge. Sie waschen und polieren alles, von ihren hölzernen Hausgeräten an bis auf den Fussboden herunter.

Ihre Betten sind so hoch aufgeschlagen, dass man gemeinlich auf einer Leiter hinaufsteigen muss.

Ich habe es schon gesagt, dass die Schweizer vortreffliche Eisenarbeit sind; man wird sich also nicht wundern, dass sich ihre Bratspiesse von selbst herumdrehen, sei es wegen eines Triebwerkes oder wegen ihres Gewichtes. Unsere Uhren haben also vor diesen Bratspiessen nichts voraus. Sie bedienen sich auch ausserdem noch ihrer Kamine, in die sie viel Kienholz legen, um dadurch das Fleisch nach und nach zu räuchern, da sie nicht alles frisch essen wollen. Indessen bedienen sich dieser Windmaschine nur die Gastwirte in den grösseren Städten, z. B. in Baden. Da der Zug in den Kaminen immer gleich ist, so schicken sich auch diese vortrefflich zu diesen Windmaschinen. Wie die unsrigen, sind diese Kamine, von Lothringen an, freilich nicht beschaffen; sie bauen ihren Herd mitten in die Küche und darüber das Kamin. Man sieht also wohl, dass er sehr gross sein muss, wie denn auch mancher sieben bis acht Fuss im Quadrat bis ganz oben ans Dach hat. Dies ist der Grund, warum der Wind in ihren Schornsteinen, ohne Rauch zu verursachen, sein kann, was in den unsrigen, der schmalen Röhren wegen, nicht angeht.

Drei bis vier Stunden, wenn es auch nur ganz mittelmässig zugeht, sitzen sie am Tische, sie essen also lange nicht so geschwind, wie wir, dafür schmeckt ihnen aber auch das Essen desto besser.

Den Pferden gibt man in der Schweiz in einem Male gemeinlich mehr Hafer, als sie den ganzen Tag über fressen können.*

Was Herr von Montaigne in Basel, Zürich und Schaffhausen vermisst hatte, fand er in Baden: die bequemen Separatzimmer. Der Ort, sagt Montaigne, ist nicht nur ungemein bequem angelegt und ein jeder hat nicht nur alle mögliche Erleichterung, die er wünscht, sondern die Zimmer selbst haben den grossen Vorteil, dass sie ganz voneinander getrennt liegen und ein jeder Badegast sein eigenes Zimmer hat, ohne dass er den andern zu hindern braucht. Es sind hier sogar gewisse besondere Kapellen und Bethäuser, wo eine Gesellschaft, sich versammeln und ihre Andacht halten kann.

Die schon von Montaigne erwähnten Serviettes müssen noch lange Zeit in Deutschland unbekannt gewesen sein, da das im Jahre 1674 gedruckte Reisebuch, „der Götterbote“, die aus Frankreich eingeführten Serviettes als eine in Basel vorkommende Merkwürdigkeit verzeichnet.

Ganz erhebliche Verbesserungen im Gasthofwesen traten im 17. Jahrhundert allmählig ein.

Der dreissigjährige Krieg, der auf Deutschlands Kultur so ungemein hemmend einwirkte, hatte in mehrfacher Beziehung anfänglich günstige Folgen für die Schweiz. Schaarenweise strömten die Flüchtlinge in die Schweiz, wo sie in vollster Sicherheit gastliche Aufnahme fanden. Die Preise der Lebensmittel und der Wohnungen stiegen enorm; die Wirte mussten ihre Fremdenzimmer vermehren. Neubauten von Stallungen wurden erforderlich, um die Pferde der Flüchtlinge und deren Wagen unterzubringen. Die Flüchtlinge brachten aber auch viele in Deutschland heimische Einrichtungen mit, wodurch die veralteten Institutionen der Schweiz nach und nach verdrängt wurden. Die grössere Zahl der Flüchtlinge gehörte den hablichen Ständen an, die an lustiges, sorgenfreies Leben gewöhnt waren. Glücklicherweise folgten sich damals viele fruchtbare Jahre nacheinander, so dass die Einheimischen wie die Fremden in der Schweiz sich recht wohl befanden, wenn auch der Krieg mehrmals die Schweiz heimsuchen drohte.

Die Hauptverbesserungen, welche wir im Gasthofwesen des 17. Jahrhunderts zu verzeichnen haben, hängen auf's Innigste mit den politischen Ereignissen zusammen. Sie bewirkten eine Trennung der Speise- und Schlafzimmer nach den verschiedenen Ständen. Die fremden Flüchtlinge mochten nicht mit einfachen Schweizern am gleichen Tische sitzen. Und der grosse schweizerische Bauernkrieg schuf eine so tiefe Kluft zwischen den Regenten und dem Volke, dass die Einführung eines Herren- und Bauern-Tisches fast als eine rettende That erschien. An die Stelle der grossen kasernenartigen Speise- und Schlafsäle traten die kleinern Separatzimmer, die sich auch viel leichter in geschmackvoller und bequemer Weise dekorieren liessen. In den Wallfahrts- und Markorten, wie in jenen Dörfern und kleinen Städten dagegen, die vom Kampfe der Parteien weniger berührt wurden, erhielten sich noch bis in's 18. Jahrhundert die alten Schlafräume mit der Legion von Betten.

Reinlichkeit und Behaglichkeit waren die beiden Hauptanforderungen, welche die deutschen und englischen Flüchtlinge des 17. Jahrhunderts an schweizerische Gasthöfe stellten.

So treffen wir denn seit dieser Zeit schon vor den Häusern jene Eisen, in den Gängen vor den Treppen und Zimmern Britchen und Teppiche zum Reinigen der Schuhe. Im Wirtshaus für die Bauern und in den Schlafsälen für dieselben finden wir das zinnerne oder irdene Giessfass, an welchem die gemeinsamen Waschungen vorgenommen werden; in den für die Herren reservierten Zimmern dagegen bürgert sich

*) Wir entnehmen diesem hochinteressanten, von Herrn Dr. Th. von Liebenau, Staatsarchivar in Luzern, verfassten, auf kultur-historischen Studien aufgebauten Werke einige Abschnitte und Auszüge. Das Buch selbst aber, welches ebenso unterhaltend als lehrreich geschrieben, mit Illustrationen versehen und elegant gebunden ist, empfehlen wir unsern Lesern auf Angelegentlichste. Verlag von J.-A. Preuss in Zürich.